

## Mitteilungen

„Man kann leben aus diesem Buch . . .“ Im letzten Weltkrieg geht eine junge Christin als Flakhelferin an die Front. Ein Neues Testament geht im Gepäck mit. Es ist im Augenblick des Zusammenbruches noch geradeso „neu“ wie beim Auszug. Da, im Dreck und Hunger der Gefangenschaft, schlägt die Flakhelferin das Buch auf — und kann nicht mehr aufhören mit dem Lesen. „Weißt du, man kann leben aus diesem Buch“, so bekennt die Heimkehrerin später ihr Erlebnis. Sollte das Evangelium nicht auch uns Friedenschristen das Buch sein, aus dem wir leben?

Nicht ein bloßes Schulbuch. Ich habe vor Jahren am Schluß des Schuljahres einen Rösch in die Hand bekommen, den der eifrige Katechet für die Klasse angeschafft hatte, nicht ohne ihn fleißig benützen zu lassen. Er war nun genauso zerblättert, mit Tinte bekleckst und mit Zeichnungen „verziert“ wie irgendein ausgedienter Caesar oder Livius. Er war nicht zum Lebensbuch geworden. Manchem begnadeten Lehrer gelingt es, seinen Schülern einen Rilke oder sonst einen Dichter fürs Leben zu erschließen. Wo ist der Lehrer, der Seelsorger, der es versteht, das heilige Buch so dem jungen Christen aufzuschließen?

Lebensbuch, das ist ein Buch, aus dem man die Fragen des Lebens löst, aus dem man sein Leben gestaltet. Das gibt es doch? Für manchen ist die Illustrierte dieses Buch oder seine Tageszeitung oder das Romanheft. Dann wird sein Leben genauso grundsatzlos, dem Augenblick und dem Genuß verfallen wie sein Leibblatt. Andere Lebensbücher greifen tiefer und formen den Menschen von innen her. Das kann ein einziges kleines Bändchen sein. Für allzu viele unserer Landsleute ist um die Jahrhundertwende Nietzsches „Zarathustra“ zum „Evangelium“ — wie erschreckend ist hier dieser Ausdruck — geworden, dessen Lehren sie gläubig in sich aufnehmen. Millionen von Halbgebildeten in aller Welt, besonders im fernen Osten, haben zur gleichen Zeit die „Welträtsel“ von Ernst Häckel zur Grundlage ihrer Weltanschauung und ihrer Lebensauffassung gemacht. Es ist kein Wunder, wenn auch politische Bewegungen ihre Kampfbücher wie heilige Schriften verwenden und verbreiten. Gewiß, manche von diesen Büchern tauchen mit einer Mode auf und verschwinden wieder. Andere erzeugen wohl eine augenblickliche festliche Erhebung, versagen aber vor dem rauhen Alltag. Ich glaube nicht, daß einer, dem schweres Leid geschehen ist, gerade nach einem Band Goethe greifen wird, um sich zu trösten. Das echte Lebensbuch erweist seinen Wert und seine Kraft gerade in den Härten des Lebens.

Diese Probe auf das wirkliche, harte Leben hat das Evangelium zu allen Zeiten glänzend bestanden. Nicht nur die Märtyrer der Urkirche, auch Tausende von schlichten Glaubenszeugen unserer Zeit haben seine lebenspendende Kraft an sich erfahren und erfahren sie immer noch. In manchem sibirischen Arbeitslager wird es heimlich gelesen, in gefährlicher Nachtarbeit abgeschrieben und wandert von Hand zu Hand. Maria Winowska erzählt in der Sammlung von „Tatsachen aus der Kirche des Schweigens“ von einem russischen Popen, der mit Häftlingen der verschiedensten Art die schmutzige Zelle teilt. Er ist ein menschliches Wrack, von der Trunksucht gezeichnet, seine Theologie ist kläglich. Aber er lebt die Feindesliebe, die das Evangelium gebietet. Nach den täglichen Mißhandlungen verzeiht er seinen Peinigern und er bringt seine Mithäftlinge dazu, mit ihm das Vaterunser für die Henker zu beten. Das Wort Gottes gibt ihm die Kraft, bis zum Ende auszuhalten.

Auch in der Bekehrung von Fernstehenden und Ungläubigen spielt die Lesung des Evangeliums mehr als einmal eine entscheidende Rolle. Das kürzlich



erschienene Buch „Evangelium und Leben“ bringt manches Beispiel dafür. So berichtet es von einer jungen Sozialistin, die ohne religiöse Erziehung aufgewachsen war. Während der deutschen Besetzung wird sie von der Polizei verhaftet. In der Einsamkeit der Zelle bringt ihr ein Anstaltsgeistlicher ein Evangelienbuch. „Ich lese, und auf einmal ist es die Offenbarung. Ich lese und lese immer wieder, ich verstehe nicht alles, aber eines verstehe ich, daß es das Richtige ist, absolut das Richtige, das, was ich brauche. Alles, wovon ich träume, ist hier erfüllt, und alles, was ich mir erträumen kann. Das Leben hat einen Sinn und führt zu etwas Ewigem . . .“

Es ist bezeichnend und wohl auch verständlich, daß dem Fernstehenden oder in seinem Glauben Bedrängten die Neuheit und die lebendige Kraft des Evangeliums heller aufleuchtet, als das einem Christen geschieht, der sich in seinem Glauben satt und sicher fühlt. Wir müssen ja auch Zeiten des Hungers durchmachen, um die Kraft des schlichten Brotes wieder schätzen zu können. In den Kreisen der fernstehenden Arbeiter hat auch Josef Cardijn die Übung der betrachtenden Bibellesung mit großem Erfolg zu wecken gewußt. Auch in unseren Aktivistenrunden ist es oft zum Staunen, was ein junger Tischler oder ein einfaches Bauernmädel aus den Worten des Evangeliums an christlicher Lebensweisheit herauszuholen weiß. Ein Seelsorger erzählte mir vor einiger Zeit lachend von einem Erlebnis auf einer Bahnfahrt. In seinem Abteil beobachtet er einen jungen Arbeiter, den er einst in seiner Jugendgruppe gehabt hatte. Der Bursche ist ganz in ein unscheinbares, stark zerlesenes Buch vertieft. Ein Schundroman? Der Kaplan entschließt sich nach einigem Zögern, den Leser anzusprechen. Gar nicht verlegen, sondern glücklich über die Begegnung, zeigt ihm dieser das Buch: „Der Herr und das Reich, betrachtende Lesungen aus dem Evangelium nach Markus.“ „Jeden Tag, wenn ich in die Arbeit fahre, lese ich mir ein Stück durch.“ Dieser Jungmann hat den Zusammenhang von Evangelium und Leben meisterhaft erfaßt.

Alle diese Bibelleser haben dabei nur das entdeckt, was das heilige Buch von sich selber sagt. Ist es doch geschrieben: „damit ihr zum Glauben kommt, daß Jesus der Christus, der Sohn Gottes ist, und damit ihr in diesem Glauben das Leben habt in seinem Namen“ (Joh 20, 31). Das Evangelium ist das Buch vom Leben in seinem vollsten und schönsten Sinn. Petrus hat das in entscheidender Stunde in der Synagoge von Kapharnaum für uns alle ausgesprochen: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!“ (Joh 6, 68). Noch einmal sagt das Johannes in seinem ersten Brief, den man das Vorwort zu seinem Evangelium genannt hat. „Was von Anfang an war, was wir gehört und mit unseren Augen gesehen haben . . ., berichten wir vom Worte des Lebens. Das Leben ist ja erschienen, und wir haben es gesehen und bezeugen und verkünden euch das Leben, das ewige . . .“ (1 Joh 1, 1. 2).

Es ist kein Zweifel, daß die Liebe zum geschriebenen Worte Gottes bei den lebendigen Christen im Wachsen begriffen ist. Für viele von ihnen ist der Gebrauch des Meßbuches zu einer Vorschule des Bibellesens geworden. Aber es ist doch lange noch nicht so, daß das Evangelium zum Lebensbuch, wenigstens für unsere Gebildeten, geworden wäre. Und doch fordern die Päpste unseres Jahrhunderts immer wieder zur Bibellesung auf. Es ist wenig bekannt, daß der heilige Seelsorgerpapst Pius X., der uns den Weg zur täglichen Kommunion freigemacht hat, auch für die tägliche Lesung des Evangeliums eingetreten ist. „Unsere Kinder mögen sich die Sitte zu eigen machen, ein Evangelienbuch zur häufigen, ja täglichen Lesung in ihrem Besitz zu haben“, so schreibt er in einem Brief. Kommunion und Schriftlesung, Eu-charistia und Eu-angelion, sind ja im Gottesdienst der Kirche seit ältester Zeit innig verbunden.



Auch die Kirche „lebt nicht vom (eucharistischen) Brot allein, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt“ (Mt 4, 4).

Vielleicht könnten wir von der Art, wie die Kirche das Evangelium liest, einiges für die eigene Lesung abschauen. Sie liest es eigentlich sparsam. Es sind, wenn wir von den Passionslesungen der Heiligen Woche absehen, kurze Stücke, die sie verwendet. „Mäßig, aber regelmäßig“, so könnten wir diese Art bezeichnen. Sie gibt uns für jeden Tag nur ein Stück gesundes Brot mit auf den Weg. Meisterhaft versteht sie auch, die Lesungen zu wählen und in den richtigen Rahmen zu versetzen. Klingt das Gleichnis von den Jungfrauen nicht doppelt schön, wenn wir es am Fest der heiligen Agnes hören? Wird die Geschichte vom großen Abendmahl nicht auf einmal „durchsichtig“, wenn wir sie als Nachhall zum Fronleichnamfest im Meßbuch finden? Die Kirche liest diese Evangelien nicht wie Tatsachenberichte aus längst vergangener Zeit, sondern als frohe Botschaft von Geheimnissen, die sich hier und heute in ihr sakramental erneuern. „Heute ist das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, in Erfüllung gegangen . . .“, sagt Jesus in seiner Predigt zu Nazareth (Lk 4, 21). Es ist immer Heute, wenn das Festgeheimnis in der Opferfeier der Gemeinde geheimnisvolle Gegenwart gewinnt. Auch dies ist ein Wink für unsere eigene Lesung. Wir müssen das Evangelium durchsichtig lesen, vom historischen Christus fortschreitend zum mystischen Christus. Die Wunder des Herrn, sein Kampf gegen Satan, sein Sieg durch Leiden und Tod hindurch, das alles ist für unser Christenleben irgendwie lebendige Wirklichkeit.

Die Kirche liest das Evangelium vor allem betend, die Lesung ist ein Teil ihres Gottesdienstes. Deshalb macht sie sich auch herzlich wenig Kummer um seine Dunkelheiten. Wie schwierig sind doch manche Paulusstellen in den Episteln! Aber die Kirche findet wie die Väter immer noch genug darin, sich zu erheben und zu erbauen. Auch wir können das Evangelium nicht lesen wie die Tageszeitung oder wie einen Roman, aber auch nicht wie einen wissenschaftlichen Aufsatz in einer Fachzeitschrift. Wir müssen es lesen als das lebendige Wort, das uns von Gott her zukommt. Schwierige Stellen dürfen uns nicht aufhalten. Ist es ein Wunder, daß Gottes Weisheit da und dort unser Begreifen völlig übersteigt? Oft erhellen sich übrigens dunkle Stellen beim öfteren Lesen und Betrachten wie von selbst. Anderes kann uns durch eine gute Erklärung verständlicher werden.

Übrigens, wir „verstehen“ genug, um zu wissen, was wir tun sollen, und je ehrlicher wir versuchen, nach dem Evangelium zu leben — „die Wahrheit zu tun“ würde Johannes sagen —, desto heller wird uns sein Sinn werden. Es ist mit dem Worte Gottes wie mit dem heiligsten Sakrament. Den letzten Zugang zu seinen Gnaden schafft nicht menschliches Grübeln und Mühen, sondern Glaube und Liebe. Den Glaubenden und Liebenden aber ist das Wort Gottes nicht anders als das Brot Gottes die Kraft und Freude des Christenlebens, wie uns gläubige Bibelleser aus allen Jahrhunderten sagen können. Die kleine heilige Theresia, deren Frömmigkeit so ganz und gar aus dem Evangelium geprägt ist, schreibt darüber: „Das Evangelium beschäftigt mich mehr als alles andere bei meinen Gebeten. Aus ihm schöpfe ich alles, was meine arme Seele braucht. Ich finde immer neues Licht und verborgenen Sinn . . .“ Wie sie haben viele Heilige der alten und der neuesten Zeit „aus diesem Buche gelebt“. Sie sind auch in seiner Kraft und in seinem Trost gestorben. Für viele von ihnen steht Kardinal John Fisher, der zugleich mit Thomas Morus aus dem Kerker des Tower zur Hinrichtung geführt wurde. Unter dem Torweg kommt der traurige Zug einen Augenblick ins Stocken. Zum letzten Male greift der Kardinal nach dem Neuen Testament, von



dem er sich nie getrennt hatte. Nach seiner Gewohnheit schlägt er es auf gut Glück auf und liest: „Das aber ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesus Christus“ (Joh 17,3). Lächelnd schließt er das Buch und geht ruhig seinen Weg zum Blutgerüst. Man kann nicht nur leben aus diesem Buch, man kann auch gut sterben in seiner Kraft. Es ist ja die Frohbotschaft von Christus, der das Leben selber ist und der gekommen ist, daß auch wir „das Leben haben und es überreichlich haben“ (Joh 10, 10).

Linz a. d. D.

Igo Mayr S. J.

**Die Linzer Stadtmission 1961.** Die letzte Stadtmission in Linz wurde fünf Jahre nach Kriegsende noch vor Abschluß des Staatsvertrages und Abzug der Besatzungstruppen durchgeführt. Die diesjährige Mission war also die erste nach dem großen Zusammenbruch von 1945, die unter normalen politischen Verhältnissen und in einer Zeit wirtschaftlicher Hochkonjunktur stattfand. Im folgenden seien einige Ergebnisse der Mission im Großraum von Linz mitgeteilt.

Um die Ergebnisse richtig bewerten zu können, muß man die demographische und wirtschaftliche sowie die religiös-sittliche und kulturelle Lage der oberösterreichischen Landeshauptstadt kennen und berücksichtigen. Linz hat in den letzten 20 Jahren eine Entwicklung erlebt wie keine andere österreichische Großstadt und wenige andere europäische Städte. Die Einwohnerzahl hat zwischen 1939 und 1945 um rund 60 Prozent zugenommen, und der industriell gebundene Wohnbevölkerungsanteil betrug 1958 bereits zwischen 24 und 29 Prozent. Damit ist Linz eindeutig zur Industriestadt geworden. Die Pendelwanderung in die Landeshauptstadt, vor 1939 praktisch bedeutungslos, umfaßt heute mehr als 28.000 Menschen und beschränkt sich nicht mehr auf das Linzer Umland, sondern spannt ihre Fäden über 50 und mehr Kilometer im Umkreis, besonders im Norden der Stadt, aus, so daß der Einfluß der Landeshauptstadt auf weite Gebiete von Oberösterreich ausstrahlt. Die Wohnungsnot hat trotz regster Bautätigkeit während und nach dem Kriege ein Ausmaß erreicht, dem Herr zu werden auf Jahre hinaus keine Aussicht besteht. Der Wohnungsbedarf ist praktisch ein Faß ohne Boden. Zahlreiche Barackenwohnungen und andere Notunterkünfte primitivster Art sowie ein Übermaß von Kleinstwohnungen charakterisieren die negative Seite des Linzer Wohnungsbestandes; andererseits birgt Linz aber auch Wohnviertel, die nach den modernsten Erkenntnissen des Städtebaues geplant und errichtet wurden und im krassen Gegensatz zu den traditionsgebundenen sowie auch den Notwohnanlagen stehen. Infolge der starken Zuwanderung ist der Altersaufbau im ganzen gesehen gesund, es gibt nur im verhältnismäßig kleinen Stadtkern einige Gebiete, in denen eine überalterte Bevölkerung wohnt. Das Gros der zugewanderten Bevölkerung stammt aus den oberösterreichischen Landgemeinden, also aus dörflich-bäuerlichem und kleinstädtischem Milieu. Daneben siedelt in den südlichen Stadtteilen auch eine größere Anzahl von Auslandsdeutschen. Die Vollbeschäftigung führte auch in Linz zu entsprechendem Wohlstand, doch hielt sich die kulturelle Entwicklung der Stadt in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen. Schulen und andere Kultureinrichtungen leiden immer noch unter starker Raumnot. Die Stadt hat trotz ihrer an die 200.000-Grenze heranreichenden Einwohnerzahl noch keine Hochschule, keine wirklich umfassende wissenschaftliche Bibliothek, keinen Konzertsaal. Dagegen ist die Vergnügungsindustrie der anderer Großstädte vollkommen ebenbürtig.